

Das leere Zimmer

Ich hatte sie mir anders vorgestellt, irgendwie hübscher. Vielleicht ist es das tiefe Bedürfnis eines jeden Sohnes, eine hübsche Mutter zu haben. Vielleicht noch viel mehr, wenn man nicht weiß, wie sein Vater aussieht und es vermutlich auch nie erfahren wird.

Sie steht vor mir. Nichtssagend, ganz im wörtlichen Sinne. Sie sieht mich an und schweigt.

Oma hatte sie angekündigt. Vor fünf Tagen. Es war der 3. April. Das weiß ich ganz genau, denn es war exakt einen Monat nach meinem siebten Geburtstag. Morgens beim Frühstück. Opa schwieg. Zog nur noch fester an seinem Stumpen. Ließ sich vom Rauch einnebeln, so, als hoffte er, sich dadurch unsichtbar machen zu können. Verzog keine Miene. Doch mir blieb nicht verborgen, dass sich sein ganzer Körper versteifte. Ich hätte ihn nur leicht anstoßen müssen, er wäre mitsamt seinem Stuhl nach hinten gekippt, kerzengerade wie eine Holzlatte, wäre er auf den harten Steinboden geknallt, dass es im ganzen Raum nur so widerhallte. Doch ich stieß nicht. Ich war selbst versteinert.

Nur Oma bewahrte die Fassung. Redete in einem fort, so als wäre es das normalste von der Welt, dass nach sieben Jahren, wie aus dem Nichts, ihre Tochter Maria wieder nach Hause kam. Berlin den Rücken kehrte. Im Gepäck ein neues Kind, das anscheinend nicht ganz richtig im Kopf war.

Als Oma und ich die Frau am Bahnhof abholen, hält sie aber kein kleines Mädchen an der Hand, sondern zerrt einen braunen Lederkoffer die Stufen hinunter, sodass er seitlich weiße Striemen bekommt. Als er auf den Bahnsteig klatscht, warte ich noch einige Augenblicke, starre in die Leere der Zugtür, aber es kommt tatsächlich niemand mehr hinterher.

«Wo ist das Kind» höre ich meine Oma rufen. Hinter der fremden Frau schleicht der Zug davon. Ich wünschte, ich säße darin. Könnte mit der Bahn davonschleichen.

«Ich hab ´s bei seinem Vater gelassen» sagt Maria.

Dann sieht sie mich an und schweigt. Ich bleibe tapfer stehen, halte ihrem Blick stand. In meinem Bauch wird es hart. Meine Kiefer pressen sich fest aufeinander. So

fest, wie die Flachzangenspitzen, wenn ich sie zusammendrücke, ein Stück Papier dazwischen, welches beim Lösen des Griffs dann weiche Wellen hat.

Opa hat gesagt, im Krieg hat er einmal das Meer gesehen, einen einzigen Nachmittag lang. Danach nie wieder. Mein kleines selbstgemachtes Meer ist nicht blau, sondern braun. Es ist der Rost der Zange, der sich ans Papier klammert, so wie die Hände der Frau sich an den Riffelgriff ihres Koffers klammern. Ich kann den Blick nicht von ihrer rechten Hand wenden. Weiß stehen die Knöchel hervor. Und in der Mitte des Handrückens bildet sich deutlich ein Symbol ab. Eine Narbe in der Form eines H. Wie ein Mensch, der seine Hände in den Himmel streckt, um den göttlichen Segen zu empfangen. Oder fleht er vielmehr um Gnade?

Oma entreißt ihrer Tochter den schweren Koffer und humpelt damit bis nach Hause. Die Frau folgt uns.

Sie ist nicht schön. Aber sie ist jung. Ihr Blick ist leer. Ihre Augen haben die Farbe des Meeres, genau wie meine. Vielleicht hat Opa sich das für sein erstes Kind gewünscht? Eine Art Hoffnung. Blaue Weite, die alles mit sich fortnimmt, was er nicht haben will.

Auch ihre Haare gleichen den meinen, nur dass ihre hell sind und meine dunkel. Blonde Wellen schmiegen sich an ihr kantiges Gesicht, so als versuchten sie, es ein wenig weicher zu machen. Ihre Lippen sind schmal, wie die ihres Vaters. Sie pressen sich fest aufeinander, kein Spalt, der ihre Worte entweichen lassen könnte. Ein Lachen schon gleich gar nicht. Auch Opa habe ich selten lachen gesehen. Oma sagt, das kommt vom Krieg.

Warum macht der Krieg dünne, zusammengepresste Lippen?

Maria heißt meine Mutter. Maria mit blonden Locken. Sie hält keinen Jesus im Arm. Mich hat sie auch nie im Arm gehalten. Oma ist meine Mutter. Maria kenne ich nicht.

Ich kenne nur ihre Geschichte. Eine Geschichte, die ich nie hören wollte.

Keiner in unserer Familie liest mir Geschichten vor. Warum erzählt Oma mir dann diese? Gleich nachdem ich geboren wurde, ging meine Mutter. Nach Berlin. Das ist sehr weit weg von hier. Sie hatte etwas gemacht, was sie nicht durfte. Deshalb ist sie geflüchtet.

Mich hat sie bei Oma und Opa gelassen. Mit einem Säugling am Busen konnte man keine Arbeit kriegen. Erst recht nicht mit einem wie mir.

Oma ist meine Mutter. Sie hat mich auch nicht am Busen gehabt. Aber sie hat auf mich aufgepasst. Sie hat mich gefüttert und mir das Fläschchen gegeben. Sie kocht jeden Tag für mich, wäscht mich und meine Wäsche, bringt mich abends ins Bett, weckt mich morgens wieder auf. Isst mein wabbeliges Fett vom Speck, damit sie stark und gesund bleibt. Für mich und für Opa mit seiner kaputten Lunge. Oma befreit mich manchmal auch heimlich aus dem Keller, wenn Opa mich dahin zu den Ratten sperrt. «Strafe muss sein» sagt er. Oma sieht das ein bisschen anders.

Oma ist meine Mutter. Sie ist da.

Ich brauche keine zweite Mutter.

Von mir aus kann sie wieder gehen.

Doch sie geht nicht. Sie steigt die schmale Treppe hinauf. Verschwindet im dunklen Flur. Doch ich weiß, wo sie hingeht. Sie geht ins *leere Zimmer*.

Es ist das Linke im ersten Stock. Meinem gegenüber. Es hat sogar ein kleines Waschbecken an der Wand.

Einmal, ein einziges Mal, bin ich heimlich mit pochendem Herzen in das Zimmer geschlichen. Opa war im Gasthaus Sonne - saufen. Und Oma war im Garten zum Mohrrüben ziehen. Vom Zimmerfenster aus konnte ich sie beobachten. Sie drehte mir den Rücken zu. Stand breitbeinig und nach vorn gebeugt über dem Beet. Die Füße jeweils auf einer schon durchweichten Holzlatte, welche die Beete unterteilte. Sie streckte mir ihren breiten Hintern entgegen. Den linken Unterarm hatte sie auf dem linken Oberschenkel abgelegt. Mit der rechten Hand zog sie am krausen Karottengrün und warf die Rübchen in einen völlig verdreckten Korb. Seine Henkel hatten sich schon aufgelöst. Oma trug ihn deshalb immer wie einen Stapel Wäsche auf ihren Unterarmen in den Keller. An den Rübchen klebte noch die schwarze Erde. Oft half ich Oma dabei, die Rüben vom Schmutz zu befreien. Wir klopfen sie einfach ein wenig gegen den Korb, dann fielen die meisten Erdkrumen ab.

Manchmal wünsche ich mir, ich sei auch eine Mohrrübe. Man bräuchte nur ein wenig an mir zu klopfen und schon würde das Dunkle abfallen.

Während Oma weiter im Garten grub, stand ich im *leeren Zimmer* und saugte den seltsamen Geruch des Raumes ein. Ich war völlig verblüfft. Damit hatte ich nicht gerechnet. Vielleicht erhoffte ich mir einen süßlichen Geruch. Blumen passen doch zu Frauen. Das Zimmer einer Frau musste doch anders riechen. Aber es roch nicht anders, nicht süß, nicht fraulich und schon gar nicht mütterlich. Es roch faulig. Modrig, abgestanden, wie die Brennnesseljauche hinterm Haus, die Oma manchmal zwischen das Gemüse goss. Der Geruch nebelte mich unangenehm ein. Taumelnd stand ich im Zimmer und versuchte das Zittern meiner Beine zu kontrollieren. Ich blickte mich um. Was hatte ich vom *leeren Zimmer* erwartet? Es hieß leer und es war leer. Da war nichts. Nichts was auf eine Mutter hindeutete. Ein schmales Bettgestell ohne Matratze, ein leerer Schrank und ein winziges Waschbecken. Kein Foto, kein Zettel mit einer Botschaft an mich, nichts.

Ich betrat das Zimmer nie wieder.

Bis heute früh.

Oma schleppte eine Bettdecke und ein Kissen vom Speicher, bezog es mit einem geblühten Bezug, der herrlich nach Waschmittel roch.

Ich pflückte im Garten Gänseblümchen, Margeriten und Vergissmeinnicht und stellte sie in einer gelben Vase auf den Nachttisch. Den hatte Opa gestern extra noch von Tante Ida hierher gekarrt und unter Stöhnen den engen Treppenaufgang hinaufgeschleppt. Nun sah das Zimmer schon viel mehr nach einem Frauenzimmer aus, wenngleich auch mein Strauß keinen wohligen Duft verströmte.

Meine Mutter steigt die Treppen empor. Den Koffer zieht sie hinter sich her. Er poltert, als wolle er verräterisch oder als Strafe, für den fortwährend unhöflichen Umgang mit ihm, dem ganzen Dorf die Heimkehr der Sünderin verkünden. Bei jedem Schritt rutscht der Saum ihres Kleides ein Stück höher, legt ihre Waden frei. Ich betrachte die dünnen Beine, die von dicken braunen Wollstrümpfen eingeschnürt werden. Solch dünne Beine brauchten wohl auch noch im April die Wärme eines Schafes, so wie die frisch geborenen Lämmchen, die Wärme ihrer Mutter brauchten. Ob sie sich über meinen Blumenstrauß freut?

Hätte ich einen Zettel dazu legen sollen: Herzlich willkommen zu Hause? Tante Ida hatte das vorgeschlagen. Doch ich wollte nicht. Ich kenne die Frau nicht. Und ich mag sie nicht.

So wie die Leute hier im Dorf uns nicht mögen. Mich schon mal gar nicht. Oma, Opa, Onkel Alfons, Tante Ida und Tante Agnes sind Zugezogene aus dem Saarland. Das ist ja fast schon in Frankreich, wie Opa mir erklärte. Feindgebiet, sozusagen. Obwohl der Krieg doch schon so lange vorbei ist. So lange wie es mich gibt. Von da kommt auch heute noch nichts Gutes, meinen wohl die Leute hier.

Meine Oma und mein Opa wollten ja gar nicht in die raue Baar kommen. Sie wollten viel lieber in Hüttersdorf bleiben. Im Tal der Liebe. Aber der Herr Hitler hat ´s damals befohlen. Hier in der Gegend gab es Stollen, da sollte mein Opa gefälligst Erz abbauen. Lange hat er es nicht durchgehalten. Der erste große Krieg hatte ihn einen Lungenflügel gekostet, der Übriggebliebene machte die Arbeit unter Tage nicht mit. Aber zum Glück ist er im Stollen nicht an einer Gasvergiftung gestorben, so wie sein Sohn, sagt Oma. Sonst bekämen wir jetzt keine Invalidenrente. Wenigstens etwas! Umso wütender wird Oma, wenn wieder ein Zehner in der Schublade fehlt. «Der säuft uns noch alle tot» schreit sie dann durchs Haus. Mir wird dann immer der Bauch hart, so hart und kalt wie der festgewordene Beton auf der Baustelle drüben. Mit diesem Stein im Bauch versuche ich dann mein Leben zu retten. Ich renne zu den Bauernhöfen im Dorf - Eier klauen. Ich schlage sie noch vor Ort an einem Mäuerchen auf und lasse mir den warmen Glibber in den Mund laufen. Auch Rhabarber habe ich schon bei den Nachbarn aus dem Garten gerissen und roh gegessen, obwohl die Oma sagt, das sei giftig. Ich habe ihr das Gegenteil bewiesen und darauf bin ich mächtig stolz.

Auch deshalb mögen mich die Leute hier nicht. Weil ich stibitze. Dabei will ich doch nur nicht sterben.

Wenn ich groß bin, will ich ins Tal der Liebe, da wo Oma und Opa herkommen und nach Algerien, ans große, blaue Meer. Da wo die Vorfahren meines Vaters geboren wurden, ehe sie nach Frankreich übersiedelten. Ich trage den Namen meines Vaters. Ich heiße Henri. Aber hier nennen sie mich nur Franzosenkind.

Ich bin eine Tochter. Mein Vater ist Halbfranzose. Geboren am 3. März 1946. Seine Mutter trug nie ein eingeritztes H auf dem rechten Handrücken, um sich bis an ihr Lebensende an ihre große Liebe und ihr erstgeborenes Kind zu erinnern. Ich wünschte, es wäre so gewesen.

Schreibend vermag mein Geist neue Realitäten zu erschaffen. So rufe ich meinem Vater zu: «Papa, du bist kein Kind der Vergewaltigung. Du wurdest in Liebe gezeugt und geliebt von dieser fremden Frau, die für dich nie deine Mutter war.»

Gewidmet meinem Vater